
Die Guitare.



Ungefähr eine Woche nach Eduards Eintritt in das amtmännische Haus, nachdem der Jüngling seine Kiste mit den nöthigsten Bildungsgeschäften erhalten hatte, griff er an einem herbstlichen Abende, als die Natur mit feyerlichem Ernste ihr Abendopfer begann, nach seiner Guitare, und vielleicht zum erstenmale, seit die Mauern dieses Gebäudes auf ihren Festen ruhten, erschollen die Töne dieser Wunderkehle an den befremdeten Wänden. Leidenschaftlich liebte Eduard die Musik und vorzüglich dieses süße Instrument der einsamen Empfindung. Doppelt

werth war ihm gerade jetzt diese liebliche Tochter der Kunst, diese geheime Vertraute der Liebe, die ihr zartes Gewand um die leisesten Gefühle schlägt, und in mystischer, nur der gleich empfindenden Seele verständlicher Sprache das unbelauschteste Weben des Herzens offenbart. Eduard hatte niemals von diesem Zweige seiner Geschicklichkeit gesprochen; ein unwiderstehlicher Zug einer leicht erröthenden Bescheidenheit, zum Theil auch der Mangel an jener gewöhnlichen Selbstgefälligkeit, womit sich die Eitelkeit so gerne ihre Vorzüge aufzählet, hatte ihn stets mit süßem Bande zurückgehalten, von sich selbst vorlaut zu sprechen. In einer ruhigen Allmähligkeit entfaltete sich der Reichthum seines Innern. Mit einer Fülle der Empfindung, die ihm bis dahin selbst ganz unbekannt gewesen war, wiegte er sich im beseligenden Elemente der Harmonien und nachdem er durch verschiedene Dissonanzen immer

wieder in den Lieblingston einer still glücklichen,
schwärmerischen Liebe zurückgekehrt war, ergoß er
endlich sein Gefühl in folgenden leisen Gesang:

Ein Blümlein hab' ich funden,

Gar lieblich anzusehn,

Es duftet gar so herrlich,

Und ist so wunderschön.

S'ist nicht mit andern Blumen

Aus gleichem Stoff gemacht;

S'ist zarter, reiner, holder,

Von Eden hergebracht.

Ein Lämmlein hab' ich funden,

So fromm, so sanft, so hold.

S'ist mehr werth als die Heerde,

Es zahlte mir's kein Gold.

Mein Lämmlein ist so friedlich,

Gar lieblich anzuschau'n;

Es wuchs und ward geweidet
Auf Paradieses Au'n.

Ein Täublein hör' ich girren;
Es bringt dir durch die Brust.
Gar traulich nippt es nieder,
Wenn du im Freyen ruhst.

Es ist nicht von dieser Erde;
Es trägt gar zarten Sinn.
Vom Himmel ist's gekommen,
Dort geht sein Lieben hin.

Wollt mir mein Blümlein pflücken,
Mein Täublein wollt ihr sehn,
Mein einzig Lämmlein stehlen? —
Das möge nicht geschehn!

Ach, laßt mein Lämmlein weiden;

Ach laßt mein Blümlein blühn;
Zu heimathlichen Freuden
Laßt mir mein Täublein ziehn.

Ich mag sonst nichts auf Erden,
Nicht Geld und Gut und Pracht,
Nur nehmt mir nicht das Eine,
Das meine Wonne macht.

Sonst mag ich nicht mehr leben;
Ich ende meine Noth;
Denn ohne solcher Liebe
Ist mir das Leben todt.

Während den letzten Strophen hatte sich alles, was im Hause jung war, lauschend vor der Thür des Sängers versammelt, und still horchend stand Virginie vor ihrem Blumenbeete im Garten, wie in den Anblick der Blumen vertieft, und als wenn aus dem Schmelze der Farben das Echo

der Töne spräche. Selbst der alte Vater hatte die Thür seines Arbeitszimmers geöffnet, um den ungewöhnten Schwingungen der Melodie freyen Eingang zu geben. Nach geendigten Sange stürzten die kleinen Geschwister neugierig in das Zimmer, wechselweise den Sanger und das liebliche Instrument betrachtend. Auch Virginie kam leise heran, und meldete mit schüchterner Stimme: Der Vater wünsche in der Abendstunde im Speisezimmer die Wiederholung näher zu hören. Eduard versprach's: Die Kleinen wünschten nun auch etwas Muntres zu hören, und der Jüngling willfahrte ihren Bitten, indem er ihnen einige ortsübliche Tänze spielte.

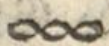
Nach dem Abendessen ward nun das kleine, häusliche Concert gegeben, Eduard sang mit noch besserem Ausdrucke und in noch weichern Tönen; denn Virginie, das Mädchen seiner Liebe, zu der die Töne sprachen, saß ihm gegenüber. Eine hei-

tere, ansteckende Seligkeit sprach aus seinem Munde, das unwillkürlich auf der Jungfrau ruhte, so lange er vom schönen Tunde der Geliebten sang. Fast muthig und wild, aber doch in eine scheinbare Ergebung zurücksinkend ward sein Blick bey der siebenten Strophe; flehend zitterte seine Stimme bey der folgenden, und bey den Worten: *Const mag ich nicht mehr leben u. s. w.* lag tiefe, schwermüthige, düstre Entschlossenheit auf allen seinen Mienen, bis endlich bey der letzten Zeile die Melodie in trauriger Tiefe langsam verklang.

Alles pries des Jünglings Kunst und Kehle, wie wohl die meisten und selbst der alte Vater etwas Munteres zu hören verlangten. Letzterer erkundigte sich um Dichter und Kompositeur und Eduard erwiederte bescheiden, daß es von der Unvollkommenheit des Textes und der Melodie abzunehmen wäre, wie sehr es in beyder Hinsicht ihm gehöre. Virginiens jüngster Bruder fragte naiv,

ob den Eduard wirklich so ein Blümlein und Lämmchen und Läubchen habe, wovon das Lied spräche? Aber der Lehrer versetzte mit einem schnellen, durchdringenden Blicke auf die Schwester: Ich bin noch lange nicht gut genug, so ein Blümchen zu besitzen; aber ich will recht brav seyn, daß mir der liebe Gott es schenkt. O, du bist ja so gut, erwiderte der Knabe, gewiß wird dir der liebe Gott es geben! Gelt, Virginchen, gewiß. Eduard küßte die Wangen des herzlichen Knabens, auf dessen kindlichem Gesichte die schwesterlichen Züge ruhten. Virginiens Hände zitterten unter der abendlichen FamilienArbeit und eine heimliche Thräne der Rührung glänzte in ihrem freundlichen Auge, die sie unter den Schatten ihrer dunkeln Stirnlocken zu verbergen suchte. Der alte Vater saß sorglos im bequemen Lehnstuhle am wärmenden Ofen, indeß die Mutter wenig ahndend, aber doch nicht unaufmerksam den Gang des Verhältnisses beschaute.

Das Blumenbeet.



Durch Eduards Abendgesang hatte Virginie eine hohe Klarheit über ihr Verhältniß zum Jünglinge erhalten. Um ihr Wesen duftete der Weihrauch der Töne in unvertilgbaren Kreislän. Die ganze Nacht ihrer heimlichen Empfindung war an das Licht gekehrt und fast schwindelnd blickte sie in die Tiefe, die der neue Strahl erleuchtete. Wer kennt nicht jene Gewalt des Ablickes, wenn die glänzende Scheibe des Tages ihr Licht in die Dämmerung wirft, und auf die schwarzen, erfrorenen Gestalten der Nacht ihre Farben und Wärme gießt? Wer kennt nicht das Wohlge-